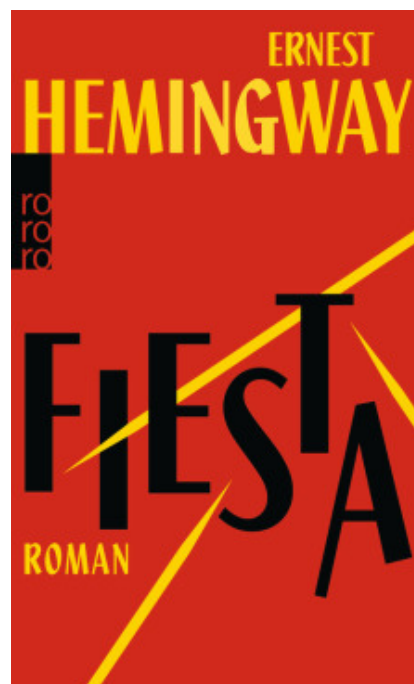


Leseprobe aus:

Ernest Hemingway

Fiesta



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ERNEST HEMINGWAY

FIESTA

ROMAN

Aus dem Englischen
von Werner Schmitz

ROWOHLT
TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 1926 unter dem Titel
«The Sun Also Rises» bei Charles Scribner's Sons, New York.

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2015
Copyright © 1950, 1977, 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Sun Also Rises» Copyright © 1926 by Charles Scribner's Sons,
renewal Copyright © 1954 by Ernest Hemingway
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von Anzinger | Wüschner | Rasp, München
Satz aus der Stempel Garamond, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26912 7

*Dieses Buch ist für Hadley
und für John Hadley Nicanor*

«Ihr alle seid eine verlorene Generation.»

GERTRUDE STEIN IM GESPRÄCH

«Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt;
die Erde aber bleibt ewiglich ... Die Sonne geht auf
und geht unter und läuft an ihren Ort, dass sie wieder
daselbst aufgehe ... Der Wind geht gen Mittag und kommt
herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort,
da er anfing ... Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird
das Meer nicht voller; an den Ort, da sie her fließen,
fließen sie wieder hin.»

PREDIGER

BUCH EINS

KAPITEL 1

Robert Cohn war einmal Mittengewichts-Champion von Princeton. Glauben Sie nicht, dass mir das als Boxtitel sonderlich imponiert, aber Cohn bedeutete es viel. Er machte sich nichts aus Boxen, tatsächlich war es ihm zuwider, aber er lernte es, gründlich und unter Schmerzen, um seine Schüchternheit und das Minderwertigkeitsgefühl zu bekämpfen, das sich aufgrund seiner Erfahrungen als Jude in Princeton in ihm breitgemacht hatte. Es gab ihm einen gewissen inneren Trost zu wissen, dass er jeden niederschlagen konnte, der ihm frech kam, aber da er sehr schüchtern und ein von Grund auf netter Junge war, schlug er sich ausschließlich im Ring. Er war Spider Kellys Musterschüler. Spider Kelly lehrte alle seine jungen Gentlemen, wie Federgewichtler zu boxen, ganz gleich, ob sie hundertfünf oder zweihundertfünf Pfund wogen. Aber für Cohn schien es richtig. Er war verdammt schnell. Er war so gut, dass Spider ihn prompt gegen einen zu starken Gegner antreten ließ und Cohn seither mit einer platten Nase herumlaufen muss. Das steigerte seinen Abscheu vor dem Boxen, verschaffte ihm aber auf verquere Art auch eine gewisse Befriedigung, und seiner Nase hat es mit Sicherheit gutgetan. In seinem letzten Jahr in Princeton las er zu viel und legte sich eine Brille zu. Ich habe nie einen

aus seinem Jahrgang kennengelernt, der sich an ihn erinnert hätte. Man erinnerte sich nicht einmal mehr daran, dass er Mittelgewichts-Champion gewesen war.

Ich misstraue allen offenen und einfachen Leuten, besonders wenn ihre Geschichten in sich schlüssig sind, und ich hatte immer den Verdacht, Robert Cohn sei vielleicht niemals Mittelgewichts-Champion gewesen und vielleicht habe ihm ein Pferd ins Gesicht getreten oder womöglich habe seine Mutter sich erschreckt oder irgendetwas gesehen oder er sei womöglich als Kind gegen etwas gestoßen, aber schließlich habe ich mir die Geschichte von Spider Kelly bestätigen lassen. Spider Kelly erinnerte sich nicht nur an Cohn. Er hatte sich auch oft gefragt, was wohl aus ihm geworden war.

Robert Cohn gehörte dank seinem Vater zu einer der reichsten jüdischen Familien von New York und dank seiner Mutter zu einer der ältesten. An der Militärschule, wo er sich auf Princeton vorbereitet und in der Footballmannschaft einen sehr guten Flügelspieler abgegeben hatte, ließ niemand ihn spüren, dass er Jude war, also anders als die anderen; das kam erst in Princeton. Er war ein netter Junge, ein freundlicher Junge, und sehr schüchtern, und das verbitterte ihn. Beim Boxen reagierte er sich ab, und nachdem er Princeton mit angeschlagenem Selbstbewusstsein und platter Nase verlassen hatte, heiratete ihn das erste Mädchen, das nett zu ihm war. Er war fünf Jahre lang verheiratet, hatte drei Kinder, verlor den größten Teil der fünfzigtausend Dollar, die sein Vater ihm vermacht hatte, während der Rest des Vermögens an seine Mutter ging, und schrumpfte unter dem häuslichen Unglück mit einer

reichen Frau zu einem ziemlich unattraktiven Wesen; und gerade als er sich entschlossen hatte, sie zu verlassen, verließ sie ihn und lief mit einem Miniaturenmaler davon. Da er monatelang darüber nachgedacht hatte, seine Frau zu verlassen, und es nur deswegen nicht getan hatte, weil es zu grausam gewesen wäre, sie seiner Person zu berauben, war ihr Fortgang ein sehr heilsamer Schock.

Es kam zur Scheidung, und Robert Cohn zog an die Westküste. In Kalifornien geriet er unter Literaten, und da er noch ein bisschen von den fünfzigtausend übrig hatte, finanzierte er binnen kurzem eine Kunstzeitschrift. Die Zeitschrift begann ihr Leben in Carmel, Kalifornien, und beendete es in Provincetown, Massachusetts. Bis dahin war Cohn, den man ausschließlich als Sponsor betrachtet hatte und dessen Name im Impressum lediglich unter den Mitgliedern des Beirats aufgeführt gewesen war, der alleinige Herausgeber geworden. Es war sein Geld, und er hatte Gefallen gefunden an der Macht, die ihm das Publizieren verschaffte. Er fand es bedauerlich, als die Zeitschrift zu kostspielig wurde und er sie aufgeben musste.

Inzwischen hatte er auch noch andere Sorgen. Eine Dame, die mit der Zeitschrift zu arrivieren hoffte, hatte ihn sich geschnappt. Sie war sehr energisch, und Cohn hatte keine Chance, nicht geschnappt zu werden. Außerdem war er fest davon überzeugt, dass er sie liebte. Als die Dame sah, dass die Zeitschrift nicht arrivieren würde, entwickelte sie einen leichten Groll auf Cohn und beschloss, sich zu holen, was noch und solange es noch zu holen war, weshalb sie ihn drängte, mit ihr nach Europa zu gehen, dort könne Cohn schreiben. Sie kamen nach Europa, wo

die Dame aufgewachsen war, und blieben drei Jahre. Während dieser drei Jahre, das erste auf Reisen verbracht, die letzten beiden in Paris, hatte Robert Cohn zwei Freunde, Braddocks und mich. Braddocks war sein literarischer Freund. Ich war sein Tennisfreund.

Die Dame, die ihn sich geschnappt hatte, hieß Frances, und als sie gegen Ende des zweiten Jahres bemerkte, dass ihre Schönheit verblühte, änderte sie ihre Haltung gegenüber Robert von gleichgültiger Inanspruchnahme und Ausbeutung zu dem felsenfesten Entschluss, dass er sie heiraten sollte. Unterdessen hatte Roberts Mutter ihm ein monatliches Taschengeld von etwa dreihundert Dollar ausgesetzt. Ich bin davon überzeugt, dass Robert Cohn zweieinhalb Jahre lang keine andere Frau angesehen hat. Er war recht zufrieden, nur dass er wie viele andere, die in Europa lebten, lieber in Amerika gewesen wäre, und er hatte das Schreiben entdeckt. Er schrieb einen Roman, und der war nicht gar so schlecht, wie die Kritiker später behaupteten, aber doch ziemlich schwach. Er las viele Bücher, spielte Bridge, spielte Tennis und boxte in einem örtlichen Boxverein.

Wie seine Dame sich ihm gegenüber verhielt, wurde mir zum ersten Mal bewusst, nachdem wir drei eines Abends zusammen diniert hatten. Wir hatten im l'Avenue gegessen und gingen danach auf einen Kaffee ins Café de Versailles. Nach dem Kaffee tranken wir etliche *fines*, und dann wollte ich mich verabschieden. Cohn hatte gerade davon gesprochen, wir zwei sollten mal einen Wochenendausflug machen. Er wolle aus der Stadt heraus, er brauche Bewegung. Ich schlug vor, wir könnten nach Straßburg fliegen

und von dort nach Saint Odile oder irgendwo sonst im Elsass wandern. «Ich kenne ein Mädchen in Straßburg, die kann uns die Stadt zeigen», sagte ich.

Jemand trat mich unter dem Tisch. Ich hielt das für unbeabsichtigt und fuhr fort: «Sie lebt seit zwei Jahren dort und kennt sich bestens in der Stadt aus. Ein famoses Mädchen.»

Wieder bekam ich einen Tritt, blickte auf und sah Frances, Roberts Dame, mit verkniffener Miene das Kinn heben.

«Was soll's», sagte ich, «warum eigentlich nach Straßburg? Wir könnten auch nach Brügge oder in die Ardennen.»

Cohn schien erleichtert. Ich bekam keine Tritte mehr. Ich sagte gute Nacht und ging. Cohn sagte, er wolle eine Zeitung kaufen und mich noch bis zur nächsten Ecke begleiten. «Um Himmels willen», sagte er, «wozu musstest du von dem Mädchen in Straßburg anfangen? Hast du nicht Frances gesehen?»

«Nein, warum sollte ich? Was geht es Frances an, wenn ich eine Amerikanerin kenne, die in Straßburg lebt?»

«Völlig egal, was das für ein Mädchen ist. Ich kann dann jedenfalls nicht mit.»

«Sei nicht albern.»

«Du kennst Frances nicht. Spielt keine Rolle, was für ein Mädchen. Hast du nicht ihr Gesicht gesehen?»

«Na dann», sagte ich, «fahren wir eben nach Senlis.»

«Sei nicht gleich eingeschnappt.»

«Bin ich nicht. Senlis ist in Ordnung, da können wir im Grand Cerf absteigen, in den Wäldern wandern und wieder nach Hause fahren.»

«Gut, das wird sich machen lassen.»

«Also, wir sehen uns dann morgen beim Tennis», sagte ich.

«Gute Nacht, Jake», sagte er und wollte zum Café zurück.

«Du hast deine Zeitung vergessen», sagte ich.

«Ach ja.» Er ging mit mir zum Kiosk an der Ecke. «Du bist doch nicht eingeschnappt, Jake?» Er drehte sich mit der Zeitung in der Hand zu mir um.

«Nein, warum sollte ich?»

«Wir sehen uns beim Tennis», sagte er. Ich sah ihn mit der Zeitung zum Café zurückgehen. Ich mochte ihn ganz gern, und offenbar machte sie ihm das Leben schwer.

KAPITEL 2

In diesem Winter fuhr Robert Cohn mit seinem Roman nach Amerika und brachte ihn bei einem recht guten Verlag unter. Die Reise gab Anlass zu einem furchtbaren Streit, wie ich hörte, und ich vermute, da hat Frances ihn verloren, denn in New York waren mehrere Frauen nett zu ihm, und als er zurückkam, war er ganz verändert. Er sprach enthusiastischer von Amerika als je zuvor, und er war nicht mehr so einfach, nicht mehr so nett. Der Verlag hatte seinen Roman ziemlich gelobt, und das war ihm zu Kopf gestiegen. Dann hatten mehrere Frauen es darauf angelegt, nett zu ihm zu sein, und sein Horizont hatte sich völlig verschoben. Vier Jahre lang hatte sein Horizont sich auf seine Frau beschränkt. Drei Jahre lang, oder fast drei Jahre lang, hatte er nicht über Frances hinausgesehen. Ich bin mir sicher, er war bis dahin noch nie verliebt gewesen.

Er hatte geheiratet, um sich für die schlimme Zeit am College zu trösten, und seine Enttäuschung über die Erkenntnis, dass er seiner Frau nicht alles bedeutet hatte, war von Frances ausgenutzt worden. Er war noch nie verliebt, erkannte aber, dass er für Frauen eine attraktive Größe darstellte und dass der Umstand, dass eine Frau sich etwas aus ihm machte und mit ihm leben wollte, nicht bloß einem

göttlichen Wunder zuzuschreiben war. Das veränderte ihn, er war jetzt kein so angenehmer Gesellschafter mehr. Außerdem hatte er mit seinen New Yorker Bekannten einige Partien Bridge um hohe Einsätze gespielt, die er sich eigentlich gar nicht leisten konnte, dabei aber Glück gehabt und mehrere hundert Dollar gewonnen. Nun bildete er sich groß etwas auf seine Bridgekünste ein und sprach oft davon, ein Mann könne jederzeit vom Bridge leben, wenn er mal dazu gezwungen sei.

Und noch etwas. Er hatte W.H. Hudson gelesen. Das klingt nach einer harmlosen Beschäftigung, aber Cohn hatte *The Purple Land* gelesen und wiedergelesen. *The Purple Land* ist ein fatales Buch, wenn man es zu spät im Leben liest. Es erzählt von großartigen, erdichteten Liebesabenteuern eines perfekten englischen Gentleman in einem ungeheuer romantischen Land, dessen Landschaften sehr gut beschrieben werden. Dass ein Mann das mit vierunddreißig als Ratgeber dafür nimmt, was das Leben zu bieten hat, ist ungefähr so erfolgversprechend, wie wenn jemand im selben Alter, ausgestattet mit den praxistauglicheren Werken von Alger, direkt aus einem französischen Kloster an die Wall Street gehen würde. Cohn, vermute ich, nahm *The Purple Land* so wörtlich wie einen Börsenbericht von R. G. Dun. Verstehen Sie mich richtig, er hatte schon einige Vorbehalte, aber im großen Ganzen war das für ihn ein seriöses Buch. Mehr brauchte es nicht, ihn auf Trab zu bringen. Wie sehr es ihn auf Trab gebracht hatte, erkannte ich erst, als er eines Tages in mein Büro kam.

«Hallo, Robert», sagte ich. «Kommst du, um mich aufzuheitern?»

«Hättest du Lust, nach Südamerika zu gehen?», fragte er.

«Nein.»

«Warum nicht?»

«Keine Ahnung. Wollte ich noch nie. Zu teuer. Und überhaupt kannst du in Paris so viele Südamerikaner sehen, wie du willst.»

«Das sind keine echten Südamerikaner.»

«Für mich sehen sie sehr echt aus.»

Ich musste zum Bahnhof, meine wöchentlichen Artikel auf die Reise bringen, und hatte erst die Hälfte fertig.

«Gibt's irgendwas Neues?», fragte ich.

«Nein.»

«Keine deiner bedeutenden Bekannten lassen sich scheiden?»

«Nein; hör zu, Jake. Wenn ich für uns beide die Kosten übernehme, kommst du dann mit nach Südamerika?»

«Warum ich?»

«Du kannst Spanisch. Und zu zweit wäre es amüsanter.»

«Nein», sagte ich, «mir gefällt es hier, und im Sommer reise ich nach Spanien.»

«Mein Leben lang träume ich schon von einer solchen Reise», sagte Cohn. Er setzte sich. «Bis ich endlich dazu komme, werde ich zu alt sein.»

«Sei kein Narr», sagte ich. «Du kannst reisen, wohin du willst. Du hast jede Menge Geld.»

«Ich weiß. Aber ich komme nicht in Gang.»

«Kopf hoch», sagte ich. «Die Länder sehen doch alle nur aus wie im Kino.»

Aber er tat mir leid. Es hatte ihn schlimm erwischt.

«Die Vorstellung, wie schnell mein Leben verrinnt und wie wenig ich davon habe, ist mir unerträglich.»

«Niemand kostet sein Leben voll aus, nur die Stierkämpfer.»

«Stierkämpfer interessieren mich nicht. Das ist nicht normal, wie die leben. Ich möchte wieder aufs Land, nach Südamerika. Das könnte großartig werden.»

«Hast du schon mal daran gedacht, zur Jagd nach Britisch-Ostafrika zu fahren?»

«Nein, das würde mir nicht gefallen.»

«Dorthin würde ich dich begleiten.»

«Nein; das interessiert mich nicht.»

«Nur, weil du noch nie ein Buch darüber gelesen hast. Lies mal eins über schöne schwarze Prinzessinnen, was die für Liebesgeschichten haben.»

«Ich will aber nach Südamerika.»

Er hatte schon eine störrische jüdische Ader.

«Komm mit, lass uns was trinken.»

«Arbeitest du nicht?»

«Nein», sagte ich. Wir gingen die Treppe runter zu dem Café im Erdgeschoss. Ich hatte herausgefunden, das war die beste Methode, Freunde loszuwerden. Sobald man einen Drink zu sich genommen hatte, brauchte man nur zu sagen: «Also, ich muss dann mal wieder, ein paar Depeschen abschicken», und das war's. Es ist sehr wichtig, sich mit Anstand verdrücken zu können, wenn man im Zeitungsgeschäft tätig ist, wo es wesentlich zur Berufsehre gehört, niemals den Eindruck zu erwecken, dass man arbeitet. Wie auch immer, wir gingen runter an die

Bar und tranken einen Whisky mit Soda. Cohn sah sich die Flaschen in den Kästen an den Wänden an. «Ein gutes Lokal», sagte er.

«Eine Menge Schnaps», stimmte ich zu.

«Hör zu, Jake.» Er lehnte sich über den Tresen. «Hast du nie das Gefühl, dein Leben verrinnt und du hast gar nichts davon? Ist dir klar, dass du beinahe schon die Hälfte deines Lebens hinter dir hast?»

«Doch, ab und zu mal.»

«Weißt du, dass wir in ungefähr fünfunddreißig Jahren tot sein werden?»

«Na und, Robert», sagte ich. «Na und?»

«Ich mein's ernst.»

«Darüber mach ich mir keine Sorgen», sagte ich.

«Solltest du aber.»

«Früher habe ich mir Sorgen genug gemacht. Darüber bin ich hinweg.»

«Aber ich will nach Südamerika.»

«Hör zu, Robert, Reisen in andere Länder, das bringt gar nichts. Habe ich alles ausprobiert. Du nimmst dich ja doch immer mit, egal wohin du gehst. Das ist witzlos.»

«Aber du warst nie in Südamerika.»

«Zum Teufel mit Südamerika! Wenn du da in deiner jetzigen Laune hingehst, ändert sich rein gar nichts. Die Stadt hier ist in Ordnung. Fang doch einfach an, dein Leben hier in Paris zu leben!»

«Paris steht mir bis hier, das Quartier steht mir bis hier.»

«Dann geh nicht ins Quartier. Lass dich einfach treiben und warte ab, was passiert.»

«Mir passiert nie was. Einmal bin ich die ganze Nacht

allein herumgelaufen, und nichts ist passiert, außer dass mich ein Fahrradpolizist angehalten und meine Papiere verlangt hat.»

«War die Stadt bei Nacht nicht schön?»

«Ich mach mir nichts aus Paris.»

Da hatten wir's. Er tat mir leid, aber wie konnte man einem Dickschädel helfen, der am Ende immer dasselbe sagte: Südamerika werde es richten, und Paris gefalle ihm nicht. Das Erste hatte er aus einem Buch und das Zweite vermutlich auch.

«Also», sagte ich, «ich muss wieder rauf, ein paar Depeschen abschicken.»

«Musst du wirklich gehen?»

«Ja, ich muss meine Depeschen abschicken.»

«Was dagegen, wenn ich mitkomme und mich zu dir ins Büro setze?»

«Nein, komm nur mit.»

Er setzte sich ins Vorzimmer und las Zeitung, während der Redakteur, der Herausgeber und ich zwei Stunden lang hart arbeiteten. Dann sortierte ich die Durchschläge aus, stempelte meinen Namen drunter, stopfte das Zeug in ein paar große Umschläge und klingelte nach einem Boten, der sie zur Gare St. Lazare bringen sollte. Im Vorzimmer war Robert Cohn in dem großen Sessel eingeschlafen. Er schlief mit dem Kopf auf seinen Armen. Ich weckte ihn nur ungerne, wollte aber das Büro abschließen und mich auf die Socken machen. Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. Er schüttelte den Kopf. «Ich kann das nicht», sagte er und vergrub den Kopf tiefer in seinen Armen. «Ich kann das nicht. Vollkommen ausgeschlossen.»

«Robert», sagte ich und schüttelte ihn an der Schulter.
Er sah auf. Blinzelte mich lächelnd an.

«Hab ich was gesagt?»

«Allerdings. Aber undeutlich.»

«Gott, was für ein blöder Traum!»

«Bist du von der Schreibmaschine eingeschlafen?»

«Möglich. Ich hab letzte Nacht kein Auge zugemacht.»

«Was war denn los?»

«Wir haben geredet», sagte er.

Ich sah es vor mir. Ich habe die üble Angewohnheit,
mir die Schlafzimmerszenen meiner Freunde auszumalen.
Wir gingen ins Café Napolitain, tranken einen *apéritif* und
schauten dem abendlichen Treiben auf dem Boulevard zu.